

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 221.

Samstag, 21. September.

1929.

(II. Fortsetzung.)

## Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

Platen lachte fröhlich auf.  
"Ah, sieh mal an! Die Gletscherjungfrau hat sich für so etwas interessiert! — Na, schlimmstens warten wir noch die drei Jahre."

Sie blickte ganz erschrocken zu ihm auf.  
"Das scheint nicht nach deinem Geschmack zu sein", rief er vergnügt lachend. "Na, nach meinem auch nicht. So viel weiß ich aber bestimmt — wenigstens steht es in allen Romanen —, zwei verliebte Menschen kann kein Gott und kein Teufel trennen. Das wird sich alles finden, mein Schatz."

Erst nach einer ganzen Weile — als sie vom Hause her die tobende Stimme des Alten hörten — trennten sie sich nach zwei verschiedenen Richtungen. Lisbeths Haarkämmlchen hatte sich schon wieder gelodert.

Der Ökonomierat tobte wie ein Gewitter durchs Haus. Zuerst fuhr er in den Ställen und Höfen umher und brüllte jeden an, der ihm in den Weg trat. Alle Lebewesen, bis auf die Hühner und Gänse, flüchteten eisends beim Herannahen der bekannten Trompetenstimme.

August, dem Kutscher, der den jungen Herrn ohne seine Erlaubnis in der Frühe nach Klützow gefahren hatte, zog er eins mit der Reitpeitsche über. Und als er von diesem erfuhr, daß Lisbeth den Befehl dazu gegeben, da brach auch über sie das Donnerwetter los.

Sie ließ es über sich ergehen mit einer so strahlenden Miene, so fröhlich leuchtenden Augen, daß der Alte ganz verwirrt wurde. Er kannte sich gar nicht mehr aus in den jungen Leuten.

Fritz, den er für einen Waschlappen gehalten, trockte ihm und brach entschlossen die Brücken hinter sich ab. Die Tochter nahm seine Wutausbrüche und Drohungen so ruhig und gelassen hin, als ob er ihr die angenehmsten Dinge sagte. Und dieser eingebildete Inspektor packte sogar gleich seinen Koffer, weil er ihn einmal "angehaucht" hatte, was sich doch jeder Untergebene gefallen lassen mußte.

Ein Glück nur, daß er seinen Leuten gegenüber die alte Autorität befreit. Er sah es mit Befriedigung, wie sie alle in offene Türen und um die Ecken flüchteten, wenn er nahte; und daß sogar die Hunde witterten, daß er schlechter Laune war.

Eigentlich war er es jetzt gar nicht mehr, als er wieder in sein Zimmer trat. Sobald er sich ausgetobt hatte, fühlte er sich immer ganz erleichtert und guter Laune.

Es war das einfach zu seiner Gesundheit nötig, von Zeit zu Zeit seine Galle durch Schreien zu erleichtern. Auch eine gewisse Taktik stand dahinter. Nur so bestätigte man seine Herrschaft, machte man sich gesürchtet, wahrte die Autorität. Napoleon der Erste, das hatte er irgendwo gelesen, hatte es gerade so gemacht.

Der Ökonomierat sah schmunzelnd die kurze Pfeife in Brand und dachte nach. Also, was nun machen?

Anfangs hatte er den Jungen persönlich zurückholen wollen. Aber der Brief und einige Worte Lisbeths ließen doch Bedenken in ihm aufsteigen, ob es einen Zweck hätte.

Sollte er sich Kosten, Mühe und Ärger machen, sich mit seinem Schwager überwerfen — so billiges Hypothekengeld war immer schwerer zu beschaffen — und

dann schließlich doch nichts erreichen? Oder der rabiate Junge, der beinahe mit dem Stock auf ihn losgegangen wäre, rückte ihm, wenn er ihn holte, unterwegs wieder aus; oder er beging gar einen Verzweiflungsschritt.

Der Schwager würde den Bengel überhaupt nicht mehr hergeben, sicherlich aber dessen Partei ergreifen. Sollte er die Polizei anrufen oder den Jungen einsperren, sich zum Gespött der Nachbarn machen, die natürlich auch alle gegen ihn Partei ergreifen würden? Das ging doch alles nicht.

Er überlegte, während er mit auf den Rücken gelegten Händen umherspazierte, die Pfeife, aus der er die Wolken hervorstieß, im Munde hängend.

Wenn er dagegen sofort nach Berlin schrieb — an den Jungen: "Augenblicklich zurück, oder alles aus zwischen uns!", und an den Schwager: "Schickst Du mir ihn nicht sofort wieder her, so ziehe ich meine Hand von ihm ab, und Du trägst dann die Verantwortung und die Kosten", so brauchte er keinen Groschen beizusteuern, wenn der Bengel wirklich doch noch Student wurde. Nicht einen Pfennig würde er hergeben.

Er wurde sehr vergnügt bei diesem Gedanken, Böhmanns alle Kosten aufzuholen. Natürlich würde der Junge auch Schulden machen, wenn er erst mal in Berlin saß und seine Freiheit hatte. Das war ja mit einem Grund gewesen, weswegen er sich so heftig gegen solche Pläne gesträubt hatte. Eine Stange Gold könnte ihn das kosten, so ein flotter Student in Berlin.

Schmunzelnd rieb er sich die Hände und schmunzelnd setzte er sich sofort an den Schreibtisch, um die Briefe abzufassen. Denn das Eisen mußte heiß geschmiedet werden, solange sie noch vor ihm zitterten, damit ihm dann der Schwager nicht etwa später mit Erziehungsbeiträgen kam.

Im Grunde genommen war's die beste Lösung. Besser, Fritz wurde ein Beamter, Jurist oder Schulmeister, als ein schlechter Landwirt, der die großen Besitzungen später zugrunde rückte.

Und je älter und selbständiger der Bengel wurde, was für dumme Streiche und für Schulden würde er nicht auch in Tressin, schon aus Langeweile am Landleben, gemacht haben! Nun ging ihn das gar nichts mehr an; sein Herr Schwager mußte für alles aufkommen.

Er war im besten Schreiben, als es leise an die Tür klopfte, wie um Entschuldigung für die Störung bittend. Auf sein barsches "Herein!" schob sich zitternd und zögrend Jochen ins Zimmer mit der Meldung, der Herr Inspektor liefe den Herrn Ökonomierat fragen, wann er ihm die Rechnungsablage vor seiner Abreise überreichen dürfe.

"Abreise? — Schaffskopf! Dazu gehören zweie!", ließ sich der Alte unvorsichtigerweise entzünden. "In zehn Minuten soll er kommen. — Ich schreib' gerade einen Brief."

Er dachte gar nicht daran, den tüchtigen Inspektor fortzulassen, gerade jetzt, wo die Herbstbestellung und das Dreschen bevorstanden; auch sollte die neue Maschine erprobt werden. Dazu die Brennerei, die neuen Geschäftsbüchern, die Abrechnungen, Buchführung, und was sich sonst noch alles in den nächsten Monaten drängte und die Kräfte eines einzelnen weit überstieg.

Er hatte halbjährliche Kündigung mit ihm vereinbart, und der seine Herr durfte nicht einfach aus dem Dienst laufen, weil er sich beleidigt fühlte.

Das Ganze war wahrscheinlich nur eine Geldpression. Er selbst war ja so dummen gewesen, den Inspektor überall als eine Perle zu rühmen. Malteniz, der mit dem einigen unzufrieden war, hatte ja schon damals gesagt: „Den könnt' ich gerade brauchen! Und wenn er mal bei Ihnen fortgeht, lieber Roloff, ich nehm' ihn gleich.“

Platen war ja auch zweimal zur Jagd nach Follenhagen geladen worden, eine Ehre, die noch keinem seiner Inspektoren zuteil geworden. Und gestern abend hatte der alte Baron mit dem jungen Menschen förmlich schöngetan und geheimnisvoll mit ihm gesflüstert. So viel hatte er aber doch gehört, daß Malteniz dieser „Perle“ einen Antrag mache.

Nein, er bestand fest auf seinem Kontrakt. Schlimmstensfalls, aber natürlich nur im äußersten Notfall, würde er dem jungen Manne auch das Gehalt erhöhen. Er brauchte ihn eben zu notwendig.

Es klopfte. Platen trat ins Zimmer. Zum Glück hatte ihm Jochen die Worte des Alten gleich brühwarm ausgeplaudert.

Der Ökonomierat wollte ihn nicht ziehen lassen, das machte ihn wieder ruhig und selbstbewußt. Während er mit höflicher Verbeugung nähertrat, ging ihm ein Bläschchen durch den Kopf. Dem Mutigen gehört die Welt, und heute war nun einmal ein Glückstag.

Der Alte brummelte etwas in den Bart, was ebensoviel eine freundliche Begrüßung wie das Gegenteil sein konnte, bot ihm dann aber einen Stuhl und eine Zigarette an. Ersteren nahm Platen, die letztere schlug er dankend aus.

„Na also — was sind das für Geschichten?“, begann der Ökonomierat die Verhandlung so höflich, wie es ihm nur irgendwie möglich war. „Sie wollen fort — packen Ihren Koffer?! Was soll das heißen?“

„Der Herr Ökonomierat haben mich ja gestern selbst fortgeschickt.“

„Ach was — in der Wut! Der Wein! Ich weiß gar nicht mehr, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Dass ich mich augenblicklich fortscheren soll — für immer. Und das vor Zeugen!“

„Unsinn! Bloße Worte! Führen mir so heraus! Bin ja sehr, das heißtt soweit ganz zufrieden mit Ihnen. Sie bleiben natürlich.“

„Bedaure, Herr Ökonomierat — zu spät! Ich habe schon anderweitig disponiert.“

„Disposition? — Sie haben einen Kontrakt, Herr Inspektor, mit halbjährlicher Kündigung. Das wissen Sie doch?“

„Den Sie selbst aufgehoben haben — vor Zeugen. Ich nehme, trotzdem ich sie wahrhaftig nicht verdient habe, diese kränkende, augenblickliche Kündigung an.“

„Ich habe Sie nicht kränken wollen — zum Teufel!“

Die Galle stieg ihm nun doch auf, daß er seinen Untergetretenen förmlich bitten mußte, bei ihm zu bleiben. — „Und im übrigen, ich lasse Sie nicht los, ich halte mich an meinem Kontrakt.“

„Und ich an die mündliche Kündigung — vor Zeugen, Herr Ökonomierat!“

„Zum Donnerwetter mit Ihren Zeugen, Herr ... Wenn ich Sie doch brauche, das heißtt, es wäre wünschenswert ... Nun ja, zum Henker, ich brauche Sie jetzt. Sie können ja im Winter gehen, wenn Sie durchaus fort wollen.“

„Bedaure wirklich, es ist beschlossene Sache. Sie haben mich fortgeschickt, und ich gehe.“

„Herr, Sie haben eine Konventionalstrafe in Ihrem Kontrakt — und Sie haben auch die Mittel, sie zu zahlen. Ich lasse Beschlag auf Ihre ganzen Sachen hier legen“, tönte der Alte, mit dem das Blut wieder einmal durchging.

„Bitte, behalten Sie den ganzen Krempel und mettelwegen verklagen Sie mich!“

Platen lachte es ganz ruhig, aber er war wachsbleich geworden; er staunte selbst über seine eigene Kühnheit. Er spielte na banque; aber das schien ihm, soweit

glaubte er den Alten doch schon zu kennen, das einzige Mittel zum Zweck.

Der Ökonomierat schwieg einen Moment; dann sagte er flügend:

„Ihr seid alle undankbar, ihr jungen Leute. Mein Herr Sohn läuft mir davon, trotzdem ich nur für ihn spare. Und Sie habe ich — nun ja, wie einen Sohn habe ich Sie in meiner Familie aufgenommen und behandelt. Das können Sie doch nicht leugnen.“

„Gewiß nicht, Herr Ökonomierat — ich danke Ihnen auch herzlich; aber ich kann nicht bleiben.“

„Weil Ihnen Malteniz ein paar Kröten mehr bietet. Meinen Sie, ich weiß das nicht? Der alte Roloff weiß alles, was um ihn vorgeht, mein Lieber. Oder wollen Sie es ableugnen? Hat er Ihnen nicht gestern einen Antrag ...“

„Jawohl, ich leugne es nicht.“

„Und Sie wollen ihn annehmen?“

„Ich weiß noch nicht.“

Der Alte rang mit einem schweren Entschluß. Dann sagte er:

„Na also, in des Teufels Namen: Ich gebe Ihnen ebensoviel wie der Baron. Ich weiß tüchtige Leute zu schätzen. Wir werden das Nähere später besprechen. Und nun packen Sie Ihren Koffer wieder aus und reiten Sie nach dem Vorwerk hinaus!“

Ein triumphierendes, entschlossenes Leuchten flammt in Platens Augen auf.

„Es tut mir leid, Herr Ökonomierat ... Ich erkenne dankbar Ihre große Güte an. Aber trotzdem, ich kann doch nicht hierbleiben.“

„Doch nicht? Ja, zum ... Gefällt's Ihnen bei der adligen Sippe vielleicht besser?“, schrie der Alte wütend. „Über die Achsel sieht man Sie an, mein Lieber — ich kenne diese Aristokraten. Und wenn der Baron Ihnen auch jetzt noch so schontut, weil er Sie braucht.“

„Sie irren sich vollkommen. Ich werde auch nicht nach Follenhagen gehen. — Ich will ganz fort aus dieser Gegend.“

„Aber warum denn, um Gottes willen? Wollen Sie sich selbstständig machen?“

„Auch nicht! — Ich kann und darf es Ihnen nicht sagen, Herr Ökonomierat. Aber es muß sein; es ist wirklich so am besten.“

Der Alte blickte ihn verständnislos an. Was nicht sein Gut oder Geldgeschäfte betraf, darin war er nicht gerade scharfsinnig. Er zerbrach sich den Kopf, was den verrückten Menschen denn forttreiben könnte.

Natürlich log er ihn an. Er hatte irgendwo etwas Besseres in Aussicht und benutzte die gute Gelegenheit, um sich aus dem Staube zu machen. Aber plötzlich kam ihm eine Idee. Er blinzelte den Inspektor lächelnd an.

„Hehe, mein Lieber — jetzt weiß ich's! Die Franzosen sagen: Où est la femme? — Sie haben irgendwo etwas Liebes sitzen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Stunde des großen Pan.

Von Richard Strohschneider.

Sonntag stieg ich übers Joch hinüber ins Schattenkar. In diesem schwer zugänglichen, gottverlassenen und namenlosen Felsental gibt es sehr viele Grotten, die dort selten gestört werden. Mittags saß ich unter der Südwestwand der Schattenkarwand auf einem Felsblod. Da ich hungrig war, tat ich meinen Rucksack ab und begann zu essen. Es war im August. Die Sonne schien heiß auf die Kalksteine. Tief unter mir lag das Tal tot und vergessen, in abweisendem Schweigen. Der Bach stürzte schaumvölkig durch Schutt und Geschiebe. An seinen Ufern grünten die ollerleichten Zwergbirken. Ein uralter, blitzausgewalzter Ahornbaum hob seine verdornten Äste anklagend in die Luft empor. Drüben, über dem schäumenden Wildwasser, stiegen furchtbare Wände schwindelnd zum Himmel auf. Aus feuchten, tropfenden Bergspalten brachen Geröllströme hervor. Unter allen Klippen und Steintürmen aber breiteten sich mächtige Schneefelder aus. Im düsteren Schatten der Felsenmauern waren diese breiten Schneetafeln von wunderbar matigblauem

hier  
wir  
700  
bis  
die  
auf  
das  
Erf  
Mit  
alle  
der  
ihr  
an  
find  
Rei  
Mit  
tei  
dru  
sich  
Mit  
lob  
erw  
dün  
Lach  
mer  
ab  
kluf  
sein  
geh  
gum  
neu  
tan  
meh  
Kris  
ton  
gele  
die  
gele  
150  
steu  
wer  
700  
fakt  
re

Färbung. Dagegen dort, wo die Sonne hinkam, glänzten sie blendendweiss, wie Silber. Alles in diesem Tälchen sprach von Ernst, von Trauer und von Erhabenheit. Nur der klarer Augusthimmel leuchtete über der todesgrauen Steinwüste in einem derart verzückten Blau, daß die ausserlesene Reinheit dieser Farbe das Herz des einsam Schauenden mit namentlosem Glücksempfinden erfüllte.

Ich sah sonnenseitig unter den Felsen. Hoch von der Scharte herab kam ein lüftliches Lüttchen. Aber gerade dieser Wind ermöglichte es mir, ein Schauspiel zu genießen, dessen Anblick sonst wohl nur selten einem Menschenauge zu teil wird. Während ich nämlich vergnügt ein Stück Schwarzbrot mit Sack verspeiste, wanderte mein Blick den Fuß der ungeheuren Steinwände entlang. Da sah ich auf einmal eine Gemie an dem Felsen stehen. Ich rührte mich nicht, da ich wußte, daß die Gemsen nur sehr schlecht sehen und daher oft selbst einen stillstehenden Jäger kaum von dem ihn umgebenden Gestein zu unterscheiden vermögen. Es wunderte mich daher auch nicht weiter, daß das Tier bei dem günstigen Winde langsam und geduldig bis auf zehn Schritte zu mir herankam. Es war eine Geiß. Dem sehnigen Körperbau und den strammen, dicht behaarten Läufen nach zu schließen, jedenfalls eines jener Grattiere, die nur selten über die Holzgrenze herabkommen. Die Gams sah allerliebst aus in der hellen, fahlbraunen Sommersärbung und der weißen Kehle. Ich betrachtete sie genau. Sie stand wie angewurzelt und blieb sorgfältig prüfend und wägend auf eine stark abschüssige Schneezunge, einen Lawinenrest, der sich durchs Geröll fast bis hinab zum Bach zog. Dann mederte sie leise, ähnlich wie eine Ziege. Da kamen auch schon drei lustige Gemsböcklein hinter dem Felsen hervor und sprangen in drolligen Sägen auf die Mutter zu. Die Alte betrachtete ihre Jungen mit aufrüttelnden Augen. Und dann gesah etwas, was ich mein Lebtag niemals vergessen werde: die Gemsenmutter stieg entschlossen zu dem Lawinenaus ab, kniete sich auf den erweichten Schnee nieder, streckte die Vorderläufe aus und alitt, die Hinterläufe als Schlittenfugen benützend — wie ein Skifahrer — die sehr steile, blindefende weiße Halde hinab. Mit Zunahme der Fahrtgeschwindigkeit bremste die Geiß so stark, daß der Schneestaub hoch ausspritzte und Kopf und Rückenhaar von Bloden ganz weiß wurden. Ich war sprachlos vor Erstaunen. In diesem Augenblick gedachte ich der Worte eines Gemsenjägers, der mir erzählt hatte, daß zur Brünftzeit die heiße Geiß, wenn sie von dem Barthof verfolgt wird, sich auf den Schnee fest und absäuft. Der brünftige Bod saust dann freilich in lustiger Rutschfahrt wie der Teufel hinter ihr drein, die Bergflanke herab. Das sei oft zum Todtlaufen. Damals hießt ich die Erzählung für ein ergötzliches Jägermärchen. In jener Stunde aber schwur ich heilig auf das Wort des alten Jägers, ja, ich leistete ihm im stillen reumütig Abbitte für das ungläubige Gesicht, das ich damals wohl gemacht haben möchte! Inzwischen standen die drei Böcklein ratlos an der Felsenwand. Mit erstaunten Augen schauten sie der Mutter nach: unglaublich, was die alles für Teufelkünste zuweg brachte. Die Aufgabe für die drei jungen Gemsen war äußerst schwierig.

Erst nach langem Überlegen wagte sich eins nach dem andern zögernd auf das Lawinenfeld. Alle drei purzelten und kollerten lärmicher den steilen, weißen Hang hinab. Bis dann eins von den dreien die Sache blitzschnell begriffen hatte, auf dem Hinterteil saß und den Schnee hinabrutschte. Die beiden Geschwister machten es nach. Als die drei Böcklein unten ankamen, wurden sie von der Alten medernd begrüßt. Sogleich aber stieg die Muttergeiß tapfer und unverdrossen und mit ernstem Gesicht den steilen Lawinenhang wieder hinauf. Die Jungen folgten ihr. Und dann wiederholte sich das Spiel: die Alte fuhr ab, die Gemsböcklein folgten. Diesmal ging es den Käten schon besser. Fast eine ganze Stunde übte die alte, erfahrene Gemsenmutter mit ihren Kindern das Abfahren im Schnee. Die Jungen brachten es bald zu einer erstaunlichen Fertigkeit. Sowohl der Geiß als auch den Böcklein schien dieser Sport außerordentlich viel Spaß zu bereiten. Ich sah als ungebetener Zuschauer mäuschenstill auf meinem Stein und freute mich, daß der Herrgott hier im Hochgebirge seinen Gemsgeschöpfen ein so fröhliches Sonntagsvergnügen austeilen werden ließ.

Die Felsenburgen und Klippen rissen einen zägigen Halbkreis um das wüste, abgeschiedene Tal, über dem ein unerhört blauer Himmel summte. Von allen Wänden rauschten die Wasserfälle. In der Tiefe trockn Schwarzwälder Legföhrengefäße durch Schnee und Kalkschutt. Unten am Bach auf einem Ast des erstickten Thornbaumes sah jetzt eine Schnatteramei und stieß laute Rufe aus, als müsse sie das ganze wilde Tälchen aus seinem steingrauen Schweigen wecken. Mir aber war es, als hätte ich soeben Gott gesaust. Ich ahnte etwas von der geheimsten Magie alles Geheimhohen. Und die Fürsorge und Weisheit des Weltköpfers sprach so stark zu mir, daß die Begrenzung der Sinne von mir abfiel und alles frei und klar in meiner Seele wurde.

## Das Wasser kommt.

Das kostbarste Nah.

Palermo, August 1929.

Es ist das paradoxe Schicksal vieler Inseln, daß sie im Wasser schwimmen und doch an tragischem Wassermangel leiden, ein beängstigender Zustand, der sich in südlichen Ländern in jedem Jahr während vieler Monate wiederholt.

Wir suchen eine Wohnung auf Sizilien, und unsere erste Frage lautet stets: „Haben Sie Wasser?“ Die Antwort ist zumeist gewunden, diplomatisch: „Ja, aber Sie müssen es abholen.“ — „Ja, doch eben wurde es abgestellt.“ Das Dasein einer Wasserleitung, selbst der scheinbare Beweis fließendes Wassers darf noch nicht befridigen, denn oft ist es kein Trinkwasser, und noch öfter wird es, wenn der Sommer vorgeschritten ist, nur wenige Stunden abgegeben.

Capri-Besucher finden sich resignierend mit dem Wassermangel ab, weil er unabwendbar ist und weil bei der Nähe des Festlandes immer die Möglichkeit besteht, Trinkwasser zu kaufen. Doch auch sie können einmal im Winter durch stürmisches Wetter vom Verlehr mit dem Kontinent abgeschnitten sein und tagelang auf ein Glas Trinkwasser warten, indessen Regenmassen sich über sie ergießen und der Anblick des brodelnden Meeres ihnen den Magen umdreht. Und die Hotelbesitzer, bei denen man sich über die hohen Preise beklagt, berichten stöhnd, daß sie tausend bis zweitausend Lire im Monat allein für Trinkwasser bezahlen.

In Sizilien bekommt man das Wasser zwar gratis, doch man muß das Glück haben, es gerade da zu finden, wo man gern wohnen möchte. Mondello bei Palermo, der Lido Siziliens, unendlich viel reizvoller als der Lido Venetius, mit dem gleichen schönen Sandstrand, doch von pittoresken hohen Felsen flankiert — mit Dattelpalmen gesäumt — er wird geliebt und gehaßt, denn er narrt seine Gäste mit der ungelösten Wasserfrage.

Die städtische Wasserleitung mit gutem Trinkwasser führt zwar hinaus, fast alle Wohnungen haben ihre Wasserhähne, die man öffnen kann, um — vielleicht Wasser zu sehen. Aber vielleicht auch nicht! Und daß man es niemals genau weiß, das ist die größte Not. Im Sommer, wenn monatelang kein Regen fällt, ist der Wasserverbrauch in der Stadt so groß, daß der Strom auf dem Wege zur Umgebung plötzlich versiegt. Vollkommen unvorbereitet bleibt der mit Sommergästen überfüllte Ort plötzlich ohne Wasser.

Die Privatautos laufen hin und her, um es in Kannen aus den Winterwohnungen der Reichen zu holen, Kesselfahrzeuge fahren hinaus und werden auf dem Wege von Dorfbewohnern angehalten, die mit Töpfen, Flaschen, Gläsern, Schüsseln und anderen unmöglichen Gefäßen stundenlang auf der Lauer liegen, um bei einem Aufenthalt von nicht mehr als einer Minute den mitleidigen Beamten einige Schluck Erfrischung abzubetteln. Während der Wagen bereits wieder in Bewegung ist, laufen Kinder und junge Leute nebenher und fangen vom Lanasan versiegenden Strahl zuweilen mit dem Munde noch ein paar Tropfen auf.

Wer sich am Strand eine recht teure Badehütte mietet, bringt sich sowohl die Zutaten zu seinem Mittagessen als auch das Wasser mit, denn man kommt am Morgen mit der Straßenbahn oder dem Autobus heraus, lohnt, ist und schläft in und vor der Hütte und fährt am Abend durchsonnt, von stundenlangen Bädern erfrischt in die durchläufige Stadt zurück, wo das Wasser brühwarm aus der Leitung läuft. Es hat seinen Ursprung in den annähernd 60 Kilometer entfernten Madonischen Kalkbergen, und die Pfeiler, durch die es in die Häuser verteilt wird, stammen noch aus der Normannenzeit, sind also bald tausend Jahre alt.

Die Behörden erlassen strenge Verbote: niemand darf die Gärten und Terrassen mit Leitungswasser sprenzen, größte Sparsamkeit wird dem verschachtelnden Palermitaner anbefohlen, der es schon grausam findet, wenn seine Wasserleitung ihm gegen Sommersende nur noch zu bestimmten Stunden des Tages Wasser gibt. Badewannen und alle Beschläge werden gefüllt, damit auch für die übrige Zeit vorgesorgt ist.

Im Innern Siziliens dagegen gibt es Orte, die wöchentlich dreimal zehn Minuten Wasser geben. Zehn Minuten für zwei Tage! Kein Mensch bleibt unbeteiligt, wenn diese zehn Minuten beginnen, und niemand kann, besonders in großen Familien, in der kurzen Zeit so viel auffangen, um sich täglich zu waschen.

„Das Wasser kommt!“ schreien sie in allen Häusern, sobald der erste Tropfen in die längst bereitgehaltenen Gefäße fällt; man stellt sich an den öffentlichen Brunnen an: der ganze Ort laucht zehn Minuten atemlos dem traumhaften Fließenden Wassers. Und wenn ein Mensch im Sterben liegt, ein neuer Edebenbürger zum Lichte drängt, so wird er für zehn Minuten verlassen und vergessen, weil der elektrisierende Ruf ertönt: „Das Wasser kommt!“

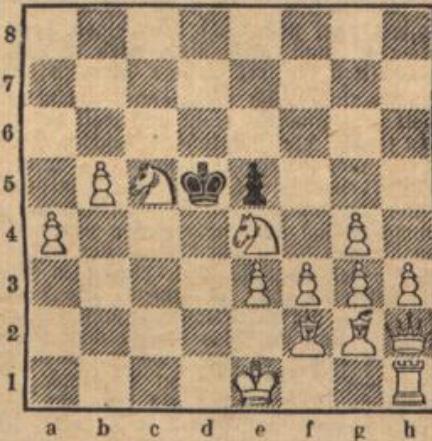
Else Rabe.

## Spiele und Rätsel

## Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 75. T. R. Dawson.



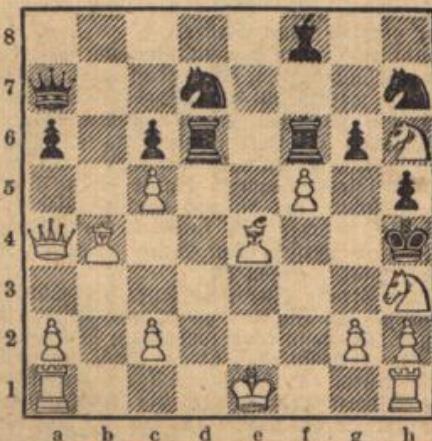
Weiβ: Ke1, Dh2, Th1, Lf2, g2, Sc5, e4, Ba4, b5, e3, f3, g3, g4, h3.

Schwarz: Kd5, Be5.

### Matt in 4 Zügen.

1. 0-0, 2. Lel, 3. Lhl.

No. 76. A. C. White.



Weiß: Ke1, Da4, Ta1, h1, Lb4, e4, Sh3, h6, Ba2, c2, c5, f5, g2, h2.

Schwarz: Kh4, Da7, Td6, f6, Lf8, Sd7, h7, Ba6, c6, g6, h6.  
Matt in 3 Zügen.

1. Ld5, g5, 2. 0-0-0. 1. ... gxf5 (Tf6+), 2. Kf1.  
 1. ... Se5, 2. Ke2. 1. ... cxd5 (Tde6+), 2. Kd1.  
 1. ... Sb6, 2. 0-0.

Die Rochade im Problem (Fortsetzung). Dawson behandelt in Nr. 75 das gleiche Thema mit einer kleinen Abweichung. In dem vorigen Problem wird nur von einer der beiden gleichzeitig freiwerdenden Felder (a1 und e1) Gebrauch gemacht, hier aber werden die beiden Felder, die bei der Rochade frei werden (e1 und h1), nacheinander benutzt. Das Problem von White (Nr. 76) gehört zu den Rochade-Aufgaben, von denen es bis heute nur wenige Beispiele gibt. Der König muß den Standplatz e1 räumen, um den Läuferzug nach e1 #: zu ermöglichen. Ohne die Rochaden ständen dem weißen König keine genügenden Plätze zum Ausweichen zur Verfügung. Die Rochaden erfüllen diesen Zweck und dienen gleichzeitig zur Vermehrung der thematischen Varianten. (Schluß folgt.)

**Partie Nr. 34.** Gespielt am 11. August 1929 in der 10. Runde des Karlsbader internat. Meisterturniers. — Damengambit.

Weiβ: Spielmann, Schwarz: Thomas.

1. d4—e6, 2. c4—Sf6, 3. Sc3—d5, 4. Lg5—Sd7. Die Meinung mehrerer Autoritäten, der wir uns anschließen möchten, geht neuerdings dahin, daß Schwarz hier am besten L<sub>e</sub>7 spielt. 5. e3—c6, 6. c<sub>x</sub>d5—e<sub>x</sub>d5. Besser ist c6<sub>x</sub>d5. Daher hätte Weiß, wenn es die Absicht hatte, auf d5 zu schlagen, dies bereits im 5. Zuge, vor e2—e3 tun sollen. 7. Ld3—Le7, 8. Dc2—0-0. Hier mußte h7—h6 geschehen, denn nach der Rochade hat Weiß die Antwort h2—h4! 9. Se2—Te8, 10. 0-0-0! — Mit der langen Rochade in ähnlichen Stellungen des Damengambits hat Meister Spielmann einen Teil seiner bisherigen erstaunlichen Erfolge im Karlsbader Turnier errungen. Die ganze Variante, selbst wenn Schwarz vor der Rochade h7—h6 gespielt hätte, ist für Weiß günstig. 10. ... Se4. Schwarz hat kaum etwas besseres. 11. L<sub>x</sub>e4—d<sub>x</sub>e4, 12. h4—f5? statt dessen müßte sich Schwarz hier auf Le7<sub>x</sub>g5 einlassen, weil dies unter zwei Uebeln gewiß das kleinere war. Die Folge könnte sein 13. h<sub>x</sub>g5—D<sub>x</sub>g5, 14. S<sub>x</sub>e4—Dg6, 15. f3—Sf8 und Weiß hat zwar die bessere Stellung, aber Schwarz wird sich vielleicht halten können. 13. Db3+—Kh8, 14. Sf4—Sf6. Auf 14. ... Sf6 hat Weiß die starke Fortsetzung 15. d5! 15. h5—Sd5. Auf 15. ... h6 hat Weiß die hübsche Gewinnfortsetzung 16. L<sub>x</sub>h6—g<sub>x</sub>h6, 17. Df7 usw. 16. L<sub>x</sub>e7—S<sub>x</sub>e7, 17. Sg6+—S<sub>x</sub>g6, 18. h<sub>x</sub>g6—Le6. Falls 18. ... h6, 19. T<sub>x</sub>h6+—g<sub>x</sub>h6, 20. Df7 und Schwarz ist verloren. 19. T<sub>x</sub>h7+—Kg8, 20. d5! In solchen Stellungen findet Spielmann mit tödlicher Sicherheit die schärfste Spielweise. 20. ... c<sub>x</sub>d5, 21. S<sub>x</sub>d5—Tc8+, 22. Kb1—Dg5, 23. Tdh1—D<sub>x</sub>g6, 24. Th8+. Schwarz gab auf, denn auf 24. ... Kf7 folgt 25. D<sub>x</sub>b7+ und Matt in drei Zügen. Eine „Husarenpartie“ zwar, aber eine von Spielmann sehr gut angelegte und dann tadellos durchgeführte.

Lösungen. Nr. 65: 1. Lg4; Nr. 66: 1. Tg4. Angegeben von Felix Bott, Paul Bürke, Herm. Mertis, Wilh. Nolte, Nr. 65 von Ludw. Nickel.

## Rätsel

### Silbenrätsel.

Aus den Silben: auf, auf, das, dem, der, du, ei, flö, ha, hei, hoh, hörst, in, ist, len, lenz, mit, nem, nem, nicht, nö, 's, schorn, sei, sern, stein, stig, ten, ten, „wahn“, wie, zaha ist ein paarweise gereimter scherhafter Vierzeiler zu bilden, der in den ersten drei Zeilen eine Frage und in der vierten Zeile eine komische Antwort darauf enthält. Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind in richtiger Reihenfolge:

hdnihn — hadsf — waehz — didimsw;  
alle vier Zeilen endigen auf n

### Visitenkartenrätsel.

Tom Durpe

### Was ist der Herr?

## Gastfreundschaft.

Er sagt: „Ich Rätselwort!“  
Ich antworte: „Du bist Rätselwort!“

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

### Auflösungen der Rätsel in Nr. 215.

**Denksportaufgabe:** Einführung, Rechtshandel, Stellung, Trommler, Wiederherstellung, Abschrift, Entschlossenheit, Geschwindigkeitsmesser, Spielleiter, Dienstkleidung, Anteilnahme, Neuheit, Nachahmung, Wein, Abschnitt, Gegnerschaft, Singweise. Erst wag's, dann wag's. — Vorsicht am Platze: Börse, Böse. — **Scherfrage:** Essen.